



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rumpelt, Alexander: Am Fuciner See. 2

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

verhältnisse durch die geringere Höhe verursacht worden sind, an die der Meister durch den vorhandnen gotischen Saalbau gebunden war. Die Fensterbildung, von der Hofmann behauptet, sie stehe den andern Werken Francescos weit näher als die Urbiner von der Hand Lauranas, findet sich ganz ähnlich an der nordöstlichen Ecke des Urbiner Schlosses (an der Piazza Duca Federigo) und am Palazzo Prefettizio in Pesaro. Wäre Francesco di Giorgio wirklich der Meister des Palasthofes in Gubbio gewesen, so hätte er im ganzen wie in den Einzelheiten den Laurana in der weitestgehenden Weise kopiert. Wie aber vertrüge sich dies mit folgenden Sätzen Hofmanns: „Eines aber wollen wir Francesco hoch anrechnen, daß er sich gelegentlich in seinem Schriftwerke über Plagiare (Nachahmer) in der Baukunst beklagt. Das ist ein goldnes Wort, ganz in jenem Geiste der Hochrenaissance gesprochen, der allein zur Meisterschaft in der Blüte geführt hat!“?

Nach der Schilderung der baulichen Bestände werden in den Kapiteln „Tektonik“ und „Formenwertung“ die Eigentümlichkeiten aufgezeigt, nach denen sich die Erstwerke der Hochrenaissance von den Werken der Frührenaissance unterscheiden. Zur Beobachtung gewisser Feinheiten in der Formgebung sind zweckmäßigerweise einige Einzelheiten von wichtigen Bauten der Florentiner Quattrocentisten in guten Lichtbildern zum Vergleich geboten. Ein eigener, von Professor Dr. Breitfeld bearbeiteter Abschnitt gibt Aufschluß über die Steinermaterialien. In den Schlußkapiteln „Zeitgenossen und Hilfskräfte“ und „Nachfolger und Schulen“ wird dann der Einfluß Lauranas auf die Blütezeitörtert, knapp, klar und treffend. Lag auch das Übergewicht, das die urbinatische Bauerschule durch Bramante und Raffael in Rom zunächst über die florentinische Richtung gewann, in den Persönlichkeiten, so ist doch deren Wachsen und Heranreifen — mit dieser glaubhaften These entläßt uns der Verfasser — in entscheidender Weise vorbereitet worden durch Jugendeindrücke, Anregungen und Lehren, die sie dem Meister des Schloßbaues in Urbino, Luciano da Laurana, zu verdanken hatten.

R. Streiter



## Am fuciner See

Von Alexander Rumpelt

2



uerst galt es die römischen Wasserbauten vom Seebecken zu trennen. Dies geschah durch einen langen Damm. Nach achtzehn Monaten begann die Durchbohrung des Monte Salviano, des Bergrückens zwischen dem See und dem Viristal. Der Fürst wollte den ganzen See trocken haben. Deshalb begnügte er sich nicht wie Claudius mit einer Weite von  $8\frac{1}{2}$  Quadratmetern, sondern legte den Kanal 20 Quadratmeter haltend und zugleich in einer größern Tiefe an. So wurde er mit 6300 Metern auch 700 Meter länger als das

Emissar des römischen Kaisers. Erst nach sieben Jahren, nach Überwindung aller möglichen Bedenken und Hindernisse konnte man darangehen, die ungeheuern Fluten abzuzapfen. Der 9. August 1862 war der große Tag, an dem das erste Wasser aus dem See durch den Tunnel abfloß. Obwohl es in der Stärke von acht Kubikmetern und mit dem überall gleichen Gefäll von 1 : 1000 abließ, dauerte es doch mehrere Monate. Nur ganz allmählich sank die Oberfläche, und trat an den Rändern das Land heraus. Aber damit war die Arbeit noch lange nicht beendet. Ein Teil in der Mitte des Talbeckens war noch unter Wasser, und vor allem hieß es nun zur Vermeidung von Katastrophen durch ein Kanalsystem Zu- und Abfluß zu regeln, namentlich für den Fall großer Zuströmung durch Regen. Der bisherige Kanal sollte nur einstweilen dienen. Nach dem Mittelpunkt der ehemaligen Seefläche zu wurde, das Becken in seiner ganzen Länge durchschneidend, ein zwanzig Meter breiter Sammelkanal gegraben, in den rechts und links Seitenkanäle mündeten. Jener in einer Ausdehnung von achtzehn, diese in einer Gesamtlänge von dreihundert Kilometern. In der Mitte wurde ein Reservoir als Schutz gegen etwaige Überschwemmungen geschaffen, indem man einen Damm von  $2\frac{1}{2}$  Metern Höhe aufwarf, der zwanzig Millionen Kubikmeter Wasser aufnehmen kann. Der Sammelkanal durchschneidet diesen tiefsten Teil des ehemaligen Sees. Für gewöhnlich ist auch dieser Teil trockenes Land, herrliche Wiese und Weide, nur bei ungewöhnlich starken Regen, wenn Duzende plötzlich entstandener Wildbäche ihr Wasser von den umliegenden Höhen rings ergießen, verwandelt sich für kurze Zeit dieser Flecken wieder in einen See. Die Arbeiten zogen sich noch lange hin. Erst im Juni 1876 war bis auf einen ganz kleinen Tümpel, den sogenannten Laghetto, das weite Becken, 6217 Hektar, trocken gelegt und der geschichtlich so bedeutame See von der Erde verschwunden. Wohl für immer.

Ein gigantisches Werk! Zweiunddreißig Jahre hatte es gefordert und vierundzwanzig Millionen Lire gekostet. Weitere neunzehn Millionen verwandte der Fürst darauf, den gewonnenen Grund nutzbar zu machen. Um ihn abzugrenzen, baute er eine breite, schöne Straße von zweiundfünfzig Kilometern Länge — auch eine „Ringstraße“ —, die die früher rund um den See liegenden Orte Luco, Ortucchio, San Benedetto berührt. Ebenso durchzog er den Seeboden mit einem rechtwinkligen Netz von großen und kleinen Straßen. Etwa je einen Kilometer voneinander entfernt errichtete er an den Straßen vierzig Meierhöfe und schlug zu jedem ein Areal von fünfundzwanzig bis dreißig Hektaren. Langgedehnte Flächen bestimmte er zu Weiden für Kühe, Ochsen und Pferde. Denn auch ein großes Gestüt schuf er, um edle Rasse zu züchten. Im Osten wurden nach lombardischem Muster etwa hundert Hektar in Rieselfelder umgeschaffen, andre Strecken mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzt. Weite Kleefelder umgeben eine „Bergamina“, eine große Käseerei, in deren Ställe hundertzwanzig Schweizerkühe eingestellt wurden. Zweihundertfünfzig Hektar mit den dazu gehörenden Gebäuden stehn unter der fürstlichen Verwaltung unmittelbar als

ökonomische Musteranstalt, während die Meierhöfe an tüchtige Landwirte verpachtet sind. Natürlich fehlt es auch nicht an Magazinen für Korn, Stroh und Heu und riesigen Schweine- und Schaffställen. Kurz ein wahres Elysium für einen „armen Agrarier“! Im ganzen sind hundertfünfzig Gebäude da entstanden, wo früher Tang und Vinsen im sumpfigen See Grunde wucherten, auch eine Kirche und eine Schule. Und wo früher die dummen Fische schwammen, tummelt sich jetzt ein ganzes Heer Menschen. Man schätzt die Zahl der Beamten, Pächter, Halbpächter, Hirten, Tagelöhner, Kanalreiniger, Straßenwärter usw. auf vierzehntausend Köpfe, die der trockengelegte See heute ernährt statt der arm-seligen dreihundert Fischer von ehemals.

Dagegen fällt es wahrlich wenig ins Gewicht, daß das landschaftliche Bild gegen früher verloren hat, und daß die Wintertemperatur, seitdem die ausgleichende Wirkung einer so großen Wassermasse fehlt, um einige Grade gesunken ist.

Alexander Torlonia wurde das dem feuchten Element abgerungne Territorium überlassen und von Viktor Emanuel dem Zweiten feierlich als „Fürstentum“ bestätigt. Ein kleines, aber ein wahres Fürstentum, wie man es in der Welt vergeblich wieder suchen dürfte. Wenn es auch nicht souverän ist, so gehört doch der gesamte Grund und Boden des principato del Fucino dem Fürsten zum vollen Eigentum, und er hat sich sein prächtiges kleines Ländchen nicht durch Waffengewalt und Blutvergießen erobert, sondern nur mit den Kräften des Friedens durch eine bewundernswerte Umsicht und Ausdauer.

\*     \*     \*

Eine gute Schilderung des einstigen Fuciner Sees oder Lago di Celano, wie er früher auch hieß, findet man im neunten Bande der gesammelten Werke von Friedrich Waiblinger (1839—40 herausgegeben von v. Canitz). Dieser halbvergeffene schwäbische Dichter (gestorben in Rom 1830, fünfundsanzig Jahre alt) besuchte ihn im April 1828 mit sechs deutschen Architekten. „Die sanfte, blaue See fläche steigt mit ihren entzückend duftigen Ufern aus der Tiefe in hesperischer Pracht und Schönheit“ (S. 50). „Am liebsten verweilt das Auge auf dem lachenden Tale von Avezzano und der großen Spiegel fläche dieses unbeschreiblich schön gefärbten Sees . . . . Welch ein blau, welch violette, grünliche Töne!“ (S. 53. 58). Sehr anschaulich berichtet er von den Räumungsarbeiten, die die bourbonische Regierung damals in dem Claudischen Tunnel durch Strafgefangene vornehmen ließ. „Eine kotige Unterwelt.“ „Die Galeeren-sklaven standen bis über den Leib im Schlamm und füllten die Karren“ (S. 64).

Im Altertum führte die Via Valeria von Rom hierher. Sie benutzte Kaiser Claudius und wohl noch, zum Teil wenigstens, Konradin von Hohenstaufen. Unter den Bourbonen aber war diese Gegend unwegsam und besonders die Strecke: Tivoli bis Tagliacozzo durch Räuber unsicher, die Verpflegung

überaus elend, wie aus Waiblingers Beschreibung hervorgeht, der mit seinen Gefährten oft geradezu Hunger litt. Kein Wunder, daß sich deutsche Maler, sogar Koch und Reinhart, die über drei Jahrzehnte in Rom lebten, noch nicht bis hierher verirrt hatten. So ruft er in seiner etwas burschikosen Weise aus: „Hier stört uns das gewöhnliche Reisegesindel: haushohe Kutschen voll englischer Familien, alles wegpinselnde Landschaftsmaler, geschmacklose Antiquare [das heißt Archäologen] und süddeutsche Magister nicht mehr. Aber — fügt er besorgt hinzu — wenn die Reisewut so fortgeht, und noch einige hinter mir den Fuciner See besingen und ausposaunen, so ist in hundert Jahren ein Hotel d'Angleterre in Avezzano und ein Dampfboot auf dem Lago di Celano.“

Waiblingers Befürchtung ist nur zur Hälfte Wahrheit geworden. Die Dampfbootfrage hat sich ja mittlerweile erledigt, aber ein recht gut geleitetes Hotel — es heißt Albergo Vittoria — steht jetzt neben einigen weniger zu empfehlenden italienisch geführten Gasthäusern dem Fremden offen, während 1828 die sieben Deutschen „von einem Privatmann Muscatello bestens aufgenommen wurden“.

Überschaut man jetzt von einem der Hügel bei Avezzano die sich in der dämmernden Ferne verlierenden Segensgefülle des Fuciner Kessels, so erscheint es beinahe unglaublich, daß er einst weithin mit Wasser ausgefüllt war, worin sich Städte und Weingärten, Velino und Majella spiegelten; unglaublich, daß Waiblinger (Band VIII, S. 302) den ersten schönen Tag in Avezzano auf folgende Weise auszunützen riet: „Von hier aus besucht man die hauptsächlichsten Küstenstädte zu Wasser und bestellt sich dazu einen Schiffer von Luco. Man bricht vor Tag auf und steigt in Luco in die Barke. Landung in Trafacco, Ortuchio, San Benedetto und Celano. Die Tour ist groß. Denn der See hat einen Umfang von sechsunddreißig Miglien (= neun deutsche Meilen, vierzehn Wegstunden). Man landet wieder am Ufer von Avezzano.“

Es war ein echter deutscher Herbstmorgen, als ich — fünfundsiebzig Jahre nach Waiblinger — in dem „allerliebsten Städtchen“ auch vor Tage aufbrach und in der Richtung nach Luco zu wanderte, nicht um dort in eine Barke zu steigen, sondern in den Entwässerungsanlagen einen der größten Triumphe neuerer Ingenieurkunst zu besichtigen. Ich betrat den schönen Park, der die Einflußstelle des Wassers in den Tunnel umgibt. Die hier angepflanzten Bäume: Fichten, Birken, Linden und Ulmen, machten mich ebenso wie der ungewohnte dichte Frühnebel vergessen, daß ich nicht im deutschen Mittelgebirge, sondern im Herzen Italiens weilte. Aber nicht lange, so zerteilte die Sonne die grauen Schwaden, die um die entblätterten Pappeln schwebten, und lächelte sieghaft auf dem feuchten Laube, das in all den Wunderfarben des Herbstes leuchtete. Mit reichlichem Neuschnee beworfen, strahlte alsbald der Doppelgipfel des nahen Velino, später auch der breite Rücken der Majella, fern im Osten auf.

Über der Einflußstelle erhebt sich ein Maschinenhaus, worin ein gewaltiger Stauapparat die Wasserhöhe regelt. Ich sah vier große Schraubengewinde;

bestimmt, den Schützen auf und nieder zu ziehen. Leider blieb mir eine eingehende Besichtigung versagt, da der Maschinist nicht zur Stelle war. So führte mich ein Knabe nur die enge Schnecken- und Treppen hinab bis zum Niveau des Wassers. Unheimlich im trüben Schein unsrer Lämpchen floß es rauschend durch den hier beginnenden Tunnel in den tiefen Berg hinein. Draußen begab ich mich auf die imposante Brücke, die den hier mündenden Sammelkanal überspannt. Diesen breiten Kanal, der vom Seebecken herkommt, sieht man weit hinaus. Von zwanzig Meter hohen Wällen eingefast, führt der graugrüne Strom das Wasser von vielen Quadratmeilen in der Runde langsam daher. Mit wundervoller Klarheit, nur zuweilen leis erzitternd, spiegelten sich die hohen Pappeln der Wälle in der Tiefe wieder. Wendet man sich nach der andern Seite, dem Maschinenhaus zu, so sieht man unten das Wasser in einem künstlichen Fall abstürzen, kurz bevor es im Innern des Berges verschwindet. Dann zieht es hinab, beinahe eine deutsche Meile unter der Erde hin, und vereinigt sich kurz nach dem Austritt mit den Wellen des jungen Viris. Sieben Meter hoch erhebt sich auf der Mitte der Brücke eine Madonnenstatue aus weißem Marmor von großer Anmut. „Unter den Auspizien der Maria ist dieses Werk, das die römischen Kaiser und spätere Könige vergeblich unternahmen, vollendet worden.“ So steht auf dem Sockel zu lesen. Da dessen obere Fläche zugleich die einstige Höhe des Sees bezeichnet, wird einem an diesem Punkte die Größe des Unternehmens so recht deutlich. Hier beginnend bedeckte noch vor fünfzig Jahren Wasser, lauter Wasser weit nach Osten, nach Norden und nach Süden hin die jetzt so blühenden Fluren.

Ich begab mich zu dem eine Stunde entfernten Gestüt. Ein etwas einförmiger Marsch die schnurgeraden Pappelalleen dahin. Aber das Gefühl, auf ehemaligem Seeegrunde zu wandeln, belebte meine Schritte, ebenso die Erwartung, alsbald eine Menge edler Pferde bewundern zu können.

Diese Hoffnung erfüllte sich allerdings nur in bescheidenem Maße; denn beinahe alle vierbeinigen Inassen des Gestüts, sämtliche Stuten und Fohlen, waren auf entlegnen Weideplätzen, wo sie Tag und Nacht unter Aufsicht ihrer Hirten im Freien weilen. Erst im Dezember kehren sie in ihre Ställe hierher zurück. So bekam ich nur die beiden Buchthengste, ein englisches Halbblut und ein englisches Vollblut zu sehen. Jeder hatte zur Wohnung einen besondern Raum, den ein Wärter öffnete. Ohne Sattel, Zaum und Zügel, in edler Nacktheit standen die herrlichen Tiere und schauten mit den wilden, kühnen Augen auf uns Eindringlinge, wahre Wunder an Kraft und Schönheit. Das ganze Jahr hindurch weilen sie einsam hier in ihren Verliesen oder werden gefesselt auf besondere Weiden geführt, während der drei Frühlingsmonate aber decken sie etwa hundert Stuten, nach der Reihe, täglich früh und abends.

Der Anblick einer andern eigentümlichen Tierbildung wurde mir auf dem Heimwege. Ich kam gerade an einer der Meiereien vorbei, in deren Nähe zwölf Strohfleimen, jeder vom Umfang eines mäßigen Hauses, den Segen der kürzlich

beendeten Ernte verkündeten. Da führten aus dem Hofe zwei Männer zwei weiße Stiere heraus, toscanische Rasse, 1,85 Meter hoch am Bug, mit düster wildem, blödem Auge, Urbilder gesammelter Naturkraft. Die Sonne glänzte auf ihrem weißen Fell wie auf frischgefallnem Schnee. Beide Tiere hatten Nasenringe. Diese wurden durch einen Riemen, der sich um die kurzen, dicken Hörner schlang, stramm gehalten. Als die zwei Riesen mit einer sonderbaren Würde die Landstraße entlang trotteten, von Zeit zu Zeit durch einen argwöhnischen Blick von unten ihre unzählbare But verratend, da verstand ich, daß diese Tiere einst den Römern und den Sabellern als geweiht, als heilig galten. Das geht nicht nur aus den ältesten Sagen hervor, sondern auch aus geschichtlich kaum ansehbaren Daten. Einen weißen Stier spannte Romulus an den Pflug, mit dem er die Grenzen des zu gründenden Roms umzog. Ein wilder Stier von außerordentlicher Schönheit führte einen *Ver sacrum* (Kolonie) der Sabiner in das Land der Osker, und diese Auswanderer wurden die Ahnen des später so mächtigen Stammes der Samniten. Und als Decius Mus, im ersten Samniterkriege mit seiner kleinen Schar umstellt, sich nachts kühn durch das Lager der Feinde durchschlug (Livius VII, 34), wurde ihm unter andern Geschenken ein weißer Stier mit vergoldeten Hörnern verehrt, den er in frommer Dankbarkeit sogleich dem Mars opferte.

\* \* \*

Im Norden von Avezzano unter dem Felsen des Monte Velino sieht man einen Hügel mit einer kleinen Ortschaft: Albe auf dem Gipfel. Scheinbar nichts merkwürdiges. Aber der Name Albe bewahrt die Erinnerung an das alte Alba Fucensis, eine der stärksten römischen Festungen, die auf jenem Hügel stand. Den alten Mauern, die noch heute unserm späten Geschlecht den kriegerischen Geist der einst hier ansässigen Aquer verkünden, galt mein nächster Besuch.

Nach einer Stunde Wanderns durch Weingärten und Felder rastete ich bei den ersten „Cyklopenmauern“. Riesige Quadern in allen möglichen Vielsecken, ohne Mörtel aneinandergesetzt, also vorrömischen Ursprungs.

Wenig nur wissen wir über die Erbauer. Die Aquer gehörten zu den Oskern oder Ausoniern, der Urbevölkerung Mittelitaliens. Sie werden immer in Verbindung mit den Volskern genannt. Der erste Krieg Roms mit den Aquern fand unter Tarquinius Priscus statt. Tarquinius der Zweite schließt Frieden mit ihnen; 494 fallen sie in Latium ein. Die Latiner bitten Rom um Hilfe. In der Zeit von 494 bis 460 sind die Aquer auf der Höhe ihrer Macht, entreißen mit den Volskern im Bunde den Latinern fünf Städte. Und vielleicht wurden in dieser Zeit die gewaltigen Mauern getürmt, deren Fuß den Sahrtausenden stand gehalten hat. Denn bald wandte sich das Blatt: im Jahre 458 siegte Cincinnatus, 428 Nulus Posthumius über die Aquer. Von 386 bis 85 wütete ein neuer Krieg. Der letzte Kampf entbrannte 304 und endigte mit der

Vernichtung des tapfern Bergvolkes. Nach Livius nahmen die Römer einundvierzig Ortschaften der Aquer, historisch beglaubigt sind nur drei ihrer Städte: Carseoli, Cliternia (bei Celano) und Alba Fucensis.

Nichts war den Römern erwünschter als der Besitz der beiden starken Festungen Carseoli und Alba, weil sie nämlich durch sie die Marser in Schach halten konnten, die an den Ufern des Fuciner Sees ihre blühenden Städte hatten. Die Marser mußten ihnen zu Willen sein im guten oder im schlimmen. Denn durch deren Gebiet ging der kürzeste Weg zu den Samniten, mit denen Rom gerade damals blutige Kriege führte. Da drüben, bei dem im Abendsschein blinkenden Städtchen Gioja de' Marzi öffnen sich die Berge. Dort geht der Paß hinüber nach Samnium, den die römischen Heere oft beschritten, 340 zum erstenmal, als die mit Rom befreundeten Marser den Durchzug durch ihr Gebiet gestatteten, vermutlich aber auch 298, als der Konsul Cnejus Fulvius mit seinen Legionen hinüber nach Aufidena marschierte und dieses Bollwerk der samnitischen Caracener zerstörte.

Im Jahre 302 wurden sechstausend römische Kolonisten nach Alba gelegt und jedenfalls die Mauern aufgeführt, die den spätern Polygonalstil aufweisen, regelmäßige, sauberer bearbeitete Vielecke. Der dritte Baustil, dem wir hier begegnen, ist der namentlich im Dörfchen Albe vertretene, wo die eigentliche Burg stand. Hier finden wir große rechteckige Quadern noch vielfach als Unterbau der Häuser. Auch ein Tor und der polygonal gepflasterte Weg, der durch das Tor empor führt, rühren aus der Römerzeit her. Mit schweren Seufzern mögen die hohen Gefangnen durch dieses Tor geschritten sein, als sie hier heraufgeführt wurden. *Lasciate ogni speranza* —

Die Römer benutzten nämlich die durch einen dreifachen Mauergürtel geschützte einsame Bergfeste als Staatsgefängnis für die Könige, denen sie in ihrer unersättlichen Herrschsucht die Kronen vom Haupte gerissen hatten.

Hier schaute Syphax sehnsuchtsvoll über den Monte Biglio hinüber nach Süden, wo jenseits des blauen Meeres sein Reich Numidien seinem Todfeind Massinissa verliehen worden war. Seiner edeln Gemahlin, der Karthagerin Sophonisbe, Hasdrubals Tochter, zuliebe hatte er die verlorne Sache seines Nachbarlandes ergriffen, war aber in der Schlacht, nachdem ihm sein Pferd getötet worden war, von den Römern gefangen genommen worden (203 v. Chr.). Nun herrschte Massinissa in seiner Königsburg Cirta. Freiheit und Königreich hatte Syphax geopfert für Sophonisbe. Was war aus ihr geworden? Hat er sie hier oben in seinem Kerker erfahren, die Tragödie dieser herrlichen Frau? Sie hat den Massinissa, sie nicht lebend in die Hände der Römer fallen zu lassen, und willigte ein, da sie kein andres Mittel sah, seine Gemahlin zu werden, zugleich in der Hoffnung, Massinissa für Karthago zu gewinnen. Diese Gefahr erkannte Scipio und forderte Sophonisbes Auslieferung. Massinissa sandte der Gattin den Giftbecher, und sie leerte ihn, nachdem sie ihren königlichen Schmuck angelegt hatte, ohne Besinnen, im Tode groß wie im Leben.

Auch Syphax blieb es erspart, vor dem Triumphwagen des Siegers durch Roms Gassen einherzuschreiten. Er saß nicht lange hier oben gefangen. Hat Rama ihm das Herz gebrochen, oder hat er selbst ein Ende gemacht?

Fünfunddreißig Jahre später wurde ein anderer König hier herauf geführt, ein Grieche, Perseus von Mazedonien. „Alles verloren, nur die Ehre nicht!“ Damit konnte sich Held Syphax trösten. Der letzte Herrscher auf dem Throne Philipps und Alexanders des Großen war kein Held. Seinem heroischen Namen zum Trost hatte er sein ganzes Leben eine knechtische Unentschlossenheit und einen ganz unköniglichen Geiz gezeigt, und so entfiel seiner unwürdigen Hand bei Pydna das Zepter. Aus der Schlacht, die er durch einen kühnen Angriff seiner Reiter vielleicht zu seinen Gunsten hätte entscheiden können, wenn er sich an ihre Spitze gesetzt und auf die ermatteten Römer eingehauen hätte, floh er, bis ihm in Samothrake das Schiff, auf dem er seine Schätze geborgen hatte, heimlich davon schwamm. Er hatte sich einem falschen Kreter anvertraut, dem des Königs Gold offenbar mehr am Herzen lag als dieser selbst. So ging er hin und überlieferte sich und seinen Sohn Philippus dem römischen Admiral. In goldenen Ketten wurde er dann mit seinen Kindern im Triumph in Rom aufgeführt. Die empfindsamen adlichen Damen Roms sollen über den jämmerlichen Aufzug der armen kleinen Prinzen damals sehr gerührt gewesen sein. Aber die Nührung half diesen nichts: Perseus und seine Familie wurden nach Alba Fucensis geschafft. Ihn heimlich im Gefängnis zu ermorden, wie das die Römer mit gefährlichern Feinden liebten (z. B. mit Jugurtha, Vercingetorix), schien ihnen bei Perseus unangebracht zu sein. Der feige König hat dann noch viele Jahre hier in den Abruzzen fern vom griechischen Meere dahingelebt. Einer seiner Söhne wurde später als Schreiber auf dem Amtsgericht beschäftigt.

Ja, diese Mauern, wiewohl stumm und arg zerfallen, reden, reden laut. Aber vor allem raunten sie mir ein weises Sprüchlein ins Ohr: Glücklich, wem das Geschick versagt hat, in dieser schwankenden Welt allzu hoch zu stehn.

\* \* \*

Gott suchet die Sünde der Väter heim an den  
Kindern bis ins dritte und vierte Glied. . . .

Noch ein andres Verhängnis hat sich in der Nähe des Fuciner Sees erfüllt, an einem weit edlern und mächtigen Geschlechte.

Schon von Alba aus hatte ich Scurcola und das Kastell von Tagliacozzo liegen sehen. So galt mein nächster Ausflug dem Schlachtfelde des 23. August 1268. Bald nach Sonnenaufgang stand ich schon auf der Paßhöhe des Monte Salviano bei dem großen schwarzen Kreuz, das nach der Inschrift hier „auf Grund eines Gelübdes der Stadt Avezzano das Haus Torlonia errichtet hat“. So anziehend der Blick nach Osten war auf das blühende Seebecken mit seinem stolzen Bergkranz und der beschneiten Majella im Hintergrund, ich wandte diesem Bilde den Rücken und überschaute lange Zeit das Tal im Osten, dessen Boden einst Tausende

meiner Landsleute im Kampf um ein falsches Ideal mit ihrem Blute gerötet hatten. Leider erwies sich infolge schweren Schirotkos mein Plan, zur Abflußstelle des Emissars und dann das obere Krystal hinauf zu gehen und so Tagliacozzo vom Gebirge her zu erreichen, unausführbar. Ich stieg also in das Smeletal hinab und schritt quer durch die Ebene auf Scurcola zu. Ich hatte gelesen, daß in der Nähe dieser Stadt Karl von Anjou eine Zisterzienserabtei S. Maria della Vittoria gegründet hatte, wo die Gebeine der Erschlagenen in Massengräbern beigesetzt wurden. Die Mönche haben nicht lange ihre Seelenmessen gesungen. Wie wenn der Fluch des Himmels auf der Stätte gelegen hätte, wurde das Kloster alsbald von Grund aus durch Erdbeben zerstört und erhob sich nicht wieder. Was jetzt noch von der Abtei steht, sind ein paar traurige Mauern hinter einer Meierei an der Straße Scurcola—Avezzano. Ein schönes Anthonuskapital römischen Meißels liegt mitten in den Trümmern, jedenfalls von dem nahen Alba stammend, ebenso wie mehrere Säulen- und Architravstücke. Denn Karl beutete für sein Kloster die verfallne Stadt droben am Berge rücksichtslos aus. So lehnt auch eine weibliche Gewandstatue ohne Kopf und Arme an der Wand des ehemaligen Klosterhofes, die vielleicht damals als Heilige auf einen Altar gestellt und angebetet wurde (Beispiele hierfür finden sich noch heute, z. B. in Pisa). In eine der Mauern ist eine Sandsteintafel eingelassen worden mit der Inschrift (Versen Dantes aus dem 28. Gesang des Inferno):

E là da Tagliacozzo  
Ove senz' arme vinse il vecchio Alardo.  
Und da bei Tagliacozzo,  
wo ohne Waffen der alte Alardo siegte.

Das Wort ist ohne Kenntnis des Verlaufs der Schlacht nicht zu verstehen, weshalb ich hier an der Hand eines zeitgenössischen Berichts eine kurze Darstellung ihrer nähern Umstände einflechten will.

Konrad der Vierte von Hohenstaufen hatte schon 1254 nach kaum vierjähriger Regierung im Dom von Messina die ewige Ruhe gefunden. Sein Sohn Konradin, von seiner Mutter Elisabeth auf Burg Trausnitz bei Landshut erzogen, ließ sich, wiewohl erst sechzehn Jahre alt, nicht zurückhalten, auf die Kunde, daß Karl von Anjou im Königreich Neapel eingefallen sei und durch den Sieg bei Benevent (1266) ganz Süditalien an sich gebracht habe, die deutsche Ritterschaft aufzubieten und mit ihr die Alpen zu überschreiten, um sein väterliches Erbe wiederzuerobern. Von Rom her kam er am Anio herauf über Tivoli, Arjoli und gelangte unbehelligt durch die Talsperre von Colli, da hörte er zu seinem Staunen, daß Karl schon an den Ufern des Fuciner Sees stehe. Der Anjou hatte kaum vom Herannahen des Hohenstaufen vernommen, als er die Belagerung von Lucera in Apulien abbrach. In beschleunigten Marschen war er nach Aquila geeilt, um sich die Hilfe dieser starken Stadt zu sichern, dann nach Avezzano vorgedrungen.

Zwischen Scurcola und Tagliacozzo trafen die Heere aufeinander. Karl hatte nur dreitausend, Konradin fünftausend Ritter bei sich. Im Gefolge Karls aber war ein alter Haudegen, der französische Baron Mard de Saint=Valéry, der eben aus dem Heiligen Lande zurückgekehrt war, wo er sich trotz seinem grauen Haupte noch weidlich mit den Sarazenen herumgeschlagen hatte. Der wog, wie sich nur zu bald zeigte, mit seiner Verschlagenheit die zweitausend Ritter reichlich auf, die seinem Herrn fehlten. Er gab ihm den Rat, sein Heer in drei Teile zu teilen. Den ersten bildeten die Provenzalen, Toscaner und Campaner unter dem Befehl des Herzogs Heinrich von Coufence. Dieser Herzog hatte eine große Ähnlichkeit mit Karl und legte auf sein Geheiß das königliche Gewand an mit den königlichen Abzeichen. Das zweite Treffen bestand aus Franzosen unter Johann von Crari. Diese beiden Scharen stellte Karl bei der Brücke zur Verteidigung des Flüsschens Imele auf, das die Ebene von Tagliacozzo in weitem Bogen durchzieht. Der König mit Saint=Valéry und achthundert Rittern verbarq sich in einem Seitental, um dem Gegner in die Flanke oder in den Rücken zu fallen.

Konradin teilte die Seinen ebenfalls in drei Treffen. Der Herzog von Österreich befehligte die Deutschen, Graf Lancia die Italiener, Heinrich von Kastilien die Spanier.

Das deutsche Heer setzte über den Fluß und warf zuerst die Provenzalen, dann auch die Franzosen. Karl sah auf einem Hügel aus sicherm Versteck diese schlimme Wendung und wollte losbrechen. Aber Saint=Valéry hielt ihn zurück, es sei noch nicht an der Zeit. Die Deutschen fanden auf dem Schlachtfeld einen Ritter in königlichen Gewändern tot — es war Heinrich von Coufence, der sich in echter Lehnstreue für seinen Herrn geopfert hatte. Sie hielten ihn für Karl von Anjou. Nun war am Siege nicht zu zweifeln. Sie lösten die Reihen und verstreuten sich über das Gelände, um das feindliche Lager zu plündern. „Jetzt ist es an der Zeit!“ sprach Saint=Valéry und ließ die Banner entrollen. Die achthundert frischen Reiter stürzten sich auf die vom Kampf ermatteten Deutschen und richteten ein großes Blutbad an. Konradin mit dem Herzog von Österreich, mit Lancia und andern Anführern floh. Am Strand von Astura erreichte er das Meer und bestieg eine Barke, um sich in sein Erbland Sizilien zu retten. Aber Johann Frangipane, Herr von Astura, verfolgte ihn zu Schiff, nahm ihn gefangen und lieferte ihn Karl von Anjou aus. Am 29. Oktober 1268 wurde Konradin in Neapel auf der Piazza del Mercato enthauptet.

Wohl dachte ich auf Schritt und Tritt an die fürchterliche Schlacht, die hier einst gewütet hatte, als ich nach Scurcola kam und dann, als ich mit dem Mittagszug über den Imele nach Tagliacozzo fuhr. Aber dazwischen freute ich mich doch wieder der heitern Gegenwart. In einer Schenke in Scurcola kredenzte mir zu meinem frugalen Frühstück, das ich mit mir führte, ein junges, sehr hübsches Mädchen köstlichen Wein. In der Tracht des Ortes — schwarzem Nieder über gefältelem Hemd und kurzem Bauscherock — vor mir stehend,

erzählte sie mir, daß ihr Bräutigam in Amerika sei, um quattrini (Geld) zu machen, erst nächstes Jahr gebe es Hochzeit, und als sie erfuhr, daß ich Deutscher sei, rief sie: „O wie viele Leute aus unserm Dorf sind schon in Deutschland gewesen, Maurer und Steinmetzen! Erst heute morgen sind wieder sieben dahin abgereist.“ Im Winter, nach getaner Feldarbeit ist wenig Erwerb im Gebirge, und wie sich die meisten Männer von Rocca di Mezzo im Herbst nach der römischen Campagna als Tagelöhner verdingen, so scheuen die Bewohner anderer Orte die weite Reise über die Alpen nicht, um dort Brot für ihre Familie zu verdienen. Andre Mädchen in derselben Tracht wie meine Hebe kamen herein, lachten munter, sahen mich freundlich, einige auch etwas spöttisch an, wohl wegen meines breiten, sonnenschirmähnlichen Weinwandhutes. Welcher Gegensatz zu den nonnenhaften Sizilianerinnen! Und wenns auch auf meine Kosten ging, wie gönnte ich den guten Kindern ihr glückliches Lachen!

In Tagliacozzo stieg ich aus dem Tal durch das ganze Nest bis hinauf zu S. Maria del Soccorso, einem einsamen romanischen Bergkirchlein, der Sage nach auch von Karl von Anjou aus Dank für die Hilfe gebaut, die ihm die Mutter Gottes in der Schlacht hatte zuteil werden lassen.

Tagliacozzo mit seinen durchschnittlich achthundert Metern Seehöhe ist eine beliebte Sommerfrische der Römer, die zum Teil in der Stadt, zum Teil außerhalb in einer Anzahl kleiner Villen haufen. Auch die Orsini, denen Tagliacozzo seit dem dreizehnten Jahrhundert als päpstliches Lehen gehörte, sind von ihrer verfallenen Burg über dem Ort herabgestiegen und bewohnen im Sommer einen ganz entzückenden romanischen Palast aus dem vierzehnten Jahrhundert in halber Höhe. Tagliacozzo zieht sich nämlich in einer Schlucht vom Smeletal nach dem Hochtal hinauf, worin der Viris seinen Ursprung hat. Sein Fuß berührt Weingärten und Oliven, sein Scheitel, 250 Meter höher, ragt beinahe schon in die Region der Buchen und der Kartoffelfelder. Auch sonst ist das altertümliche Städtchen reich an mittelalterlichen Palästen, z. B. die Palazzi Mastroddi, Resta und Mancini mit gotischen Doppelfenstern, Loggien mit Ziersäulen, romanischen Fenstern mit Arabesken usw., nicht zu vergessen das Portal und die Rosette der schon 1160 von den Orsini gegründeten Stadtkirche San Francesco, wo der Dichter des berühmten Liedes: *Dies irae, dies illa*, der später selig gesprochne Thomas von Celano (gestorben 1253) bestattet ist.

Gern wäre ich nun das ganze Viristal hinabgegangen und hätte auch mit dem letzten Zuge Avezzano Abends erreichen können. Aber der Schirokko, der schon in den ihm gewöhnlich folgenden feinen Nieselregen umschlug, hielt mich ab. Auch mahnte mich eine innere Stimme, daß ich dem für uns Deutsche so bedeutsamen Ort doch noch nicht die ihm geziemende Aufmerksamkeit und Betrachtung gewidmet habe. So stieg ich zu den Ruinen des Kastells der Orsini empor und lagerte mich hoch über dem grünen Tal gegenüber den kahlen Felsenschroffen des Monte Velino. Als der junge Staufe, der letzte, auf dessen Augen die Hoffnung von ganz Deutschland und halb Italien stand, in Rom den Velino

sah — als kleine, kühne Kuppe ragt er da über das Sabinergebirge hinüber —, ahnte er wohl, daß er angeichts dieses Berges alles aufs Spiel setzen und alles verlieren würde: Freiheit, Krone, zuletzt sogar das Leben?

Weithin nach Rom zu konnte ich den Weg verfolgen, den er gekommen war. Aber wo war die Stelle, wohin Karl seinen Hinterhalt legte? Ich konnte nicht klug daraus werden. Die einzige Erklärung scheint mir die Annahme, daß früher mehr Wald hier gestanden haben muß. Nur der Wald kann in so leicht gewelltem Talgrund eine Schar von achthundert Rittern mit ihren blinkenden Rüstungen und gepanzerten Pferden verdecken. Am wahrscheinlichsten dünkt mich, daß der Hinterhalt in einem Seitental jenseits, d. h. nördlich von Scurcola gewesen ist. \*) Nahe bei dieser Stadt, wo sich das Tal nach dem Viris wie nach dem Monte Velino hin öffnet, ist das Lager Karls anzunehmen. Und hier fand das Gemetzel statt, nicht in dem verhältnismäßig engen Defilee zwischen Tagliacozzo und der Brücke über den Temele.

Hier oben dachte ich der stolzen Burg Trausnitz fern im deutschen Lande, die ich vor Jahren besucht hatte, und dann stieg vor meiner Seele das einfach würdige Denkmal Konradins auf, das Ludwig der Erste „dem Verwandten seines Hauses“ in der Carminekirche zu Neapel gesetzt hat, mit dem Standbilde des jungen, unerfahrenen Jünglings und den beiden Reliefs am Marmorsockel, wie er daheim von seiner Mutter Abschied nimmt, und wie er dann angeichts des Richtblocks den letzten Abschied nimmt von seinem Todesgefährten Friedrich von Österreich.

Er verdient unser Mitleid, aber nicht mehr. Es blieb Karl, der sein Herrscherrecht auf die Belehnung durch den Papst gegründet hatte, wohl kein andres Mittel, den unbequemen Nebenbuhler für immer los zu werden und sein neu gewonnenes Reich vor ihm zu schützen. Oft genug waren die deutschen Könige, geblendet vom eiteln Glanz der römischen Kaiserkrone, mit ihren Heeren über die Alpen gezogen. Immer wieder trugen sie die Kriegsfackel in das verarmte Land, wo sie — wenigstens vom natürlichen Rechtsstandpunkt — als Fremde nichts zu suchen hatten und ihre nordische Heimat vernachlässigend deutsches Gut und Blut in Strömen vergeudeten.

Der eine Name Tagliacozzo hat dann durch seinen schrecklichen Klang bewirkt, daß sich beinahe ein halbes Jahrhundert kein deutscher König mehr in Italiens Händel mischte. Rudolf von Habsburg, der nach fünfzehnjährigem Interregnum Deutschland wieder aufrichtete, verzichtete auf das Idol des Kaisertitels, und der nächste, der dem Drange nach dem Süden und dem Ruhme, römischer Imperator zu heißen, nicht zu widerstehn vermochte, Heinrich der Siebente von Luxemburg, bezahlte, durch die Hostie des Priesters vergiftet, seine Eitelkeit mit dem Leben, wie Konradin seine jugendliche Unbesonnenheit.

\*) Naumer (Geschichte der Hohenstaufen IV, 370) verlegt den Hinterhalt in die Nähe des Dorfes Capelle.

Deutsche Geschichtschreiber haben sich über die Grausamkeit Karls gewaltig aufgeregt. Mit Unrecht, scheint mir. Wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts vermögen die rauhen Sitten des Mittelalters schwer zu begreifen, uns in seine Weltanschauung kaum hineinzudenken. Damals hieß es: Wer im Spiel um eine Krone verliert, hat nichts mehr zu hoffen. Und es unterliegt für mich keinem Zweifel: hätte Konradin gesiegt und den Anjou gefangen genommen, so wäre diesem von den Deutschen dasselbe Schicksal widerfahren. Hatte doch Konradins eigener Urgroßvater, Heinrich der Sechste, um seinen Thron zu befestigen, siebenzig Jahre früher, dem letzten Sprossen des Hauses Hauteville in Palermo, dem Knaben Wilhelm dem Dritten, beide Augen ausstechen, ihn entmannen und dann über die Alpen schaffen lassen, wo er im Burgverlies einsam einem frühen Tode entgegenfiehte! Diesem Verfahren gegenüber muß man die Köpfung Konradins als einen Akt der Gnade und der Milde bezeichnen. Mit Blut und Tränen war das Hohenstaufenreich in Südbitalien aufgebaut worden, mit Blut und Tränen sank es in Trümmer.



## Der geflügelte Sieger

Von Georg Stellanus

(Fortsetzung)

**A**nfang Oktober — die Hochzeit sollte im Mai des nächsten Jahres stattfinden — gab es auf dem Schlosse, wie alljährlich immer um diese Zeit, viel Besuch, wahre Serien von Bohnenbesuchen, wie sie zu Napoleons des Dritten Zeiten in Compiègne üblich waren. Die beiden Töchter mit ihren Gatten und ihren kleinen Familien kamen, zu ihnen gesellten sich Universitätsfreunde des Bräutigams sowie junges Volk aus der Nachbarschaft, und als ob es daran noch nicht genug gewesen wäre, wurden einmal über das andre die Offiziere der nahegelegnen kleinen Kavalleriegarnison geladen, sodaß man nicht selten zu zwanzig und dreißig Personen zu Tisch ging. Fast ebenso zahlreich war die von den Gästen samt Pferden und Wagen mitgebrachte Dienerschaft, deren Einquartierung und Verpflegung als etwas Selbstverständliches auf keinerlei Schwierigkeiten stieß. Die Gewohnheit dieser „Einlagerungen“, die aus dem nahe benachbarten Polen herübergekommen sein dürfte, hatte mit dem fürstlichen Luxus, den die angefahrenen großen englischen Familien bei solchen Gelegenheiten zur Schau tragen, nichts gemein. Unterbringung, Verpflegung und Bedienung waren vielmehr in Lunzenau grundsätzlich primitiv, obwohl am Essen und Trinken, was die Fülle anlangte, so wenig gespart wurde, daß nur die „zehrende Luft“ die Massenhaftigkeit des alltäglich an Trank und Nahrung Aufgehenden einigermaßen zu erklären vermochte. An Regentagen waren um zehn Uhr beginnende, ohne Unterbrechung in das gewöhnlich um zwei Uhr aufgetragene Mittagessen „übergehende“ zweite Frühstücke keine Seltenheit, und wenn es gut ging, das heißt wenn es weiter regnete, blieb man dann auch noch bei einem Gläschen und einem Spielchen bis zum Abendbrot sitzen.